

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 39

Artikel: Rückzug

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

besetzt gewesen sind, daß der französisch-britische Angriff nur bis an die Endzone der eigenen konzentrierten Artilleriewirkung herangetragen worden ist, daß die zum Gegenstoß verwendeten deutschen Reserven so aufgestellt waren, daß sie den Gegner in dem Moment treffen mußten, wenn bei ihm durch das Durchschreiten des Trichterfeldes der innere Kontakt verloren gegangen sein konnte; für beide Seiten die Inauguration einer neuen für den westlichen Kriegsschauplatz typischen Kampfmethod ableiten wollen. Man hat dabei vergessen, daß eine solche Methode wohl den allgemein gültigen Gefechtsgrundsätzen unterstellt ist, sich aber als Palliativmittel niemals für die ausschließliche Handhabung an der gesamten Kampffront generalisieren läßt, weil die Umstände ihrer Anwendung immer wieder andere sein werden, je nach örtlicher Lage, Geländebeschaffenheit und Durchführung des Einleitungsverfahrens. Immerhin tragen beide Methoden, die von dem Angreifer und die von dem Verteidiger befolgte, das gemeinsame Merkmal der eigenen Kräfteschonung. Die britisch-französische erschießt den als Tagesziel gesteckten Stellungsbesitz artilleristisch und begnügt sich für den Angriff mit dessen infanteristischer Sicherung, um dann das Spiel von neuem zu beginnen, wenn die eigene Artillerie wieder näher hat herangezogen werden können. Die deutsche massiert die Hauptkraft außerhalb der artilleristischen Gefahrzone, um dann über den durch seinen eigenen Erfolg desorganisierten Gegner mit erdrückender Stoß- und Feuerwucht herzufallen.

Aus diesen Gründen hält es auch sehr schwer, den Erfolg der zweiten Schlacht in Flandern richtig zu bewerten. Da die britisch-französische Offensive nicht über ein beschränktes Ziel hinausgetragen worden ist, hat der deutsche Heeresbericht alles Recht dazu, sie als einen abgeschlagenen Ansturm mit Durchbruchsabsicht zu buchen, besonders dann, wenn diese Absicht eine gewisse Erfolgsaussicht gehabt hätte. Auf der anderen Seite hat die britisch-französische Anschauung mit der Notierung des Erfolges für ihre Seite gleichfalls ihre Berechtigung, weil ihr Angriff nur mit einem beschränkten Ziel gearbeitet haben will, und man kein Recht dazu besitzt, diese Voraussetzung ohne weiteres als nicht zutreffend zu erklären. So wird der wirkliche Erfolg der zweiten Flandernschlacht schließlich davon abhängen, ob es dem Angreifer gelingt, den erreichten Geländebesitz dauernd zu behaupten, oder dem Verteidiger glückt, weitere Angriffswiederholungen restlos abzuweisen.

—t.

Rückzug.

(Fortsetzung und Schluß.)

Den größten moralischen Eindruck muß der Rückzug naturgemäß dann hervorbringen, wenn er dem siegreichen Vordringen unmittelbar folgt, ihm plötzlich halt gebietet. Das schildert Kellermann in den lebhaftesten Farben:

Plötzlich steht die Armee! Seit Wochen ging sie vor, täglich, stündlich, über Höhen und Flüsse, durch Feuer und Blut. In ihren Fahnen rauscht der Ruhm! Die Geschütze sind heiß vom Feuern, die Augen, die hunderttausend Augen der Armee glühen. Und plötzlich steht die Armee! Die Welle des Gewehrfeuers rollt nicht mehr vorwärts, sie steht, die Kanonen schlagen an der gleichen Stelle. Was gibt es? Niemand weiß es.

Die Kolonnen hinten wenden! Die Regimenter im Anlauf nach vorn, begierig nach Ruhm, machen halt. Die schweren Geschütze bauen ab, zurück. Die Feldküchen rücken ab, die Verbandplätze und Lazarette. Die Kolonnen knarren dahin, über Straßen und durch Felder, endlose, breite Schlangen. Die Schritte stampfen, Kompagnien, Bataillone marschieren zurück. Aus allen Seitenwegen, Feldwegen, Dörfern und Weilern strömen Wagen, Kolonnen, Batterien. Was hat das zu bedeuten?

Die Armee geht zurück. Weshalb? Niemand weiß es. Die Kolonnen mit Verwundeten kriechen dahin. Die Verwundeten stöhnen und jammern. Man nimmt sie aus Scheunen, Schulhäusern, Kirchen und bettet sie auf die Karren. Sie wissen nicht, was mit ihnen geschieht. Artillerie, Infanterie, Reiterei, dicht gedrängt. Die Autos bahnen sich den Weg durch Kolonnen und Wagen. Kommandos, Rufen, Tuten. Räder krachen, Gespanne stürzen. Lärm, Fluchen. Der Regen prasselt herab. Seit Wochen glühte die Sonne, nun gießt es. Offizier und Mann werfen sich in den Schmutz, um eine Stunde zu ruhen. Die Armee, vieltausendfüßig, vieltausendhufig, vieltausendrädig, wälzt sich rückwärts.

Die Regimenter knirschen mit den Zähnen. Weshalb? Sie siegten, das Land bebte unter ihrem Ansturm, der Feind wurde geworfen, wo er sich zeigte, sie nahmen ihm Höhe um Höhe, Dorf um Dorf, Flußlauf um Flußlauf. Gestern noch, in der Nacht vom 9. zum 10. September, hatten sie ihn geschlagen. Weshalb zurück? Ihre Laune ist schlecht, hündeschlecht. Sie sind es nicht gewöhnt, zurückzugehen. Und der Regen rauscht herab. Unbarmherzig.

Pferdeleichen säumen die Straße. Gefallene, umgestürzte Wagen, verbrannte Autos, zerschossene Geschütze, Sättel, Tornister, Gewehre. Durch das Schlammbett, das die Flut der Armee in das feindliche Land riß, durch ihr eigenes Schlammbett muß die Armee zurück.

Und der Feind? Er folgt nicht. Er wagt es nicht, der Armee, die ihn seit Wochen vor sich hertrieb, zu folgen. Länger als eine Woche wagt er sich nicht heran. Clermont, St. Ménéould, die Höhe von Vauquois, der spitze Turm von Montfaucon, oben auf der Höhe — da sind sie wieder. Finster ist das Gesicht von Offizier und Mann. Und die Wagenkolonnen kriechen dahin, eintönig, mißmutig, der Schritt der Regimenter klatscht durch den Schmutz der Straßen. Fern schlagen die Geschütze.

Sie gehen zurück, das Herz voll Wut und Bitterkeit. Kein Gesang, kein Lachen. Sie gehen zurück, weil es befohlen ist. Aus keinem anderen Grunde. Und der Regen rauscht.

Da ist auch der Wald wieder, der bergige Wald, an dem sie vorüberbrausten, ohne ihn zu beachten.

Er dampft im Regen und die Wolken schleifen über seinen dunkeln Kuppen. Das Wasser rauscht in den angeschwollenen Bächen. Varennes, Apremont, Vienne-le-Château, da sind sie wieder.

Die endlosen Wagenkolonnen kommen ins Stocken. Die Regimenter halten. Das Feuer flackert wieder auf. Batterien schwenken ins Feld, es blitzt und kracht. Ein Leuchten geht über das Gesicht des Mannes. Endlich! Die Regimenter gehen in Stellung. Endlich wieder das Gesicht gegen den Feind! Die Gewehre sind bereit. Die Kanoniere stehen bei den Geschützen, fertig zum

Abreißen. Los! Gebt den Befehl, Generale! Sie wollen ihn wieder werfen, wie sie ihn wochenlang geworfen haben. Sie wollen ihn bis hinab nach Bar-le-Duc jagen. Uebermorgen wollen sie wieder da sein, wo sie vor einer Woche waren!

Die ersten Granaten schlagen krachend ein. Schrapnelle platzen in der Luft. Das Herz schlägt rascher. Gott sei Dank, die Sache kommt wieder in Fluß! Gebt den Befehl zum Angriff! Die Augen hängen am Gesicht des Offiziers . . .

Noch viel schlimmer waren die Verhältnisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Was dort von Mann und Tier während des Rückzugs nach den großen Schlachten verlangt worden ist, grenzt ans Unglaubliche. Denn hier sind nicht nur die Siedungsverhältnisse ganz eigenartig, die Straßen schlecht und das Gelände nebenan meist sumpfig, hier war auch das ganze Gebiet durch die vorangegangenen Russeneinfälle in schrecklicher Weise ausgesogen und verheert. Der eine meiner Gewährsmänner, Herbert Sehring, erzählt folgendes:

So mag es 7 Uhr abends geworden sein, der Rückschlag, der vorher aufs äußerste getriebenen Nerven aufpeitschung ist eingetreten, dösend und ab und zu einen Gurt über den Gegner streuend, liegen wir und starren in das Feuer halbrechts. Wir sehnen uns nach etwas Ruhe, nur eine halbe Stunde. Aber da beginnt auf dem linken Flügel das Feuer von neuem, um bald einen leidenschaftlichen Charakter anzunehmen. Immer wieder neue Kräfte führt der Gegner dort heran. Auch uns gegenüber knallt es wieder heftiger als zuvor. Die Granaten von hüben und drüben fauchen durch die Luft, dann folgt jedesmal ein krachendes dröhnendes Feuerwerk. Aber obgleich infolge der vielfachen Uebermacht der Druck auf den Flanken sich immer schwerer fühlbar macht: wir sind nicht gewillt zu weichen, ehe wir den Befehl dazu erhalten; die Flügel werden etwas zurückgebogen, dann stehen wir aufs neue.

Eine Stunde mögen wir uns noch herumgeschossen haben, als der Befehl zum Abbauen eintrifft. Die Division hat ihre Stellungen bezogen, wir sollen uns an ihrem linken Flügel vorbei auf Lyck zurückziehen.

Langsam und unablässig feuernd lösen wir uns vom Gegner. Ueberall liegen zahlreiche Gefallene umher. Leider sind die Fahrzeuge übertoll mit Verwundeten beladen, und so schmerzlich es uns ist, wir können die Toten nicht mit uns nehmen oder sie bestatten, sondern müssen dies dem Gegner überlassen, der ihnen hoffentlich ein christliches Begräbnis gewährt. In Eile nehmen wir allen, die da liegen, die Erkennungszeichen und Wertsachen ab, um sie ihren Angehörigen zuzuschicken und über ihr Schicksal berichten zu können. Herumliegende Ausrüstungsgegenstände, Gewehre und Munition werden gesammelt und mitgeschleppt. Einige total zerschossene Munitionskisten und Wasserkessel lassen wir zurück und dann — so ungewohnt es uns ist — „Kehrt marsch!“

Bei den Fahrzeugen hinter dem Dorf sind der Feldwebel und ein Schütze verwundet worden: beim einen Schrapnellschuß durchs Handgelenk, beim andern in den Oberarm. Ein Gaul hat einen Schuß ins Knie erhalten. Er steht ausgeschirrt und auf drei Beinen schonend etwas abseits der anderen Pferde. Mit klugen, ernsten Augen sieht er mich an, während Träne auf Träne an seinem schönen Kopf herunterperlt. Ich bringe es nicht übers Herz, ihm den Gnadenschuß zu geben und wende mich

schnell ab. Ein Schütze erlöst ihn von seinen Leiden . . . Da erhalte ich den Befehl zum Rückmarsch über Bukowo-Goldenau nach Lyck.

Obleich Pferde und Mannschaften zum Umfallen müde und erschöpft sind — meine Kompagnie hat seit drei Tagen nichts Warmes mehr gegessen, kaum geschlafen und jetzt über acht Stunden im Gefecht gelegen — führt das Regiment nun doch die ganze Nacht hindurch einen Rückmarsch aus, an den alle, die ihn mitgemacht haben, ihr Leben lang denken werden.

Während dem 1. Bataillon und der Artillerieabteilung die Aufgabe zufällt, als Nachhut den nachdrängenden Gegner abzuhalten, fügen sich die Kompagnien, wie sie gerade aus der Schützenlinie zusammentreffen, in die Marschkolonne ein. In dem sumpfigen, moorigen Gelände, bei denkbar schlechtesten Wegverhältnissen, noch erschwert durch die stockfinstere Nacht, die immer schwächer durch den allmählich erscheinenden Feuerschein der brennenden Dörfer erhellt wird, und bei dem Verbot Licht zu machen, ist es nicht zu verwundern, daß sich die Spitze in kurzer Zeit verlaufen hat. Die wenigen noch zurückgebliebenen Bauern in den schweigenden düstern Dörfern, durch die wir kommen, haben sich infolge der bedrohlichen Nähe des Gefechtes längst geflüchtet; kein Mensch ist da, der eine bestimmte Auskunft geben kann. Es bleibt nichts anderes übrig, als querfeldein nach dem Kompaß zu marschieren — und nun wird es furchtbar!

Das Gelände ist, wie schon erwähnt, morastig und unsicher, von zahlreichen tiefen und planlos durcheinanderlaufenden Wassergräben durchfurcht. Da hindurch geht es, immer in der Erwartung, daß wir gleich rettungslos festgefahren sind. Wir durchqueren fast unpassierbares Gelände, das ich bei lichtem Tag mit dem schweren, vierspännigen Munitionswagen zu befahren für unmöglich bezeichnet hätte. Trockene Gräben, zitternder schwankender Moorboden, Wassergräben, Sümpfe, immer hübsch abwechselnd, jetzt wird das alles, wenn nötig, mit den durch die Verwundeten und die zahlreichen Waffen schwerbeladenen Fahrzeugen im Galopp genommen. Man sieht es nicht deutlich genug, um davor zurückzuschrecken, und wenn auch ab und zu einer der Wagen in einem Graben feststeckt oder einer der Verwundeten durch jähen Ruck herabgeschleudert wird, so läßt sich beides kaum vermeiden. Die Flanken der Pferde fliegen, keuchend und stoßweise geht der Atem, der Schweiß rinnt ihnen in Strömen herab, klatschend pfeifen die Peitschenhiebe der fluchenden Fahrer über die zitternden und zum Zerreißen gespannten Muskeln der treuen Tiere. Die Schützen, selber zum Umfallen müde, greifen helfend in die schlammigen Speichen — es geht — es muß gehen!

Einige Male muß infolge der allgemeinen Erschöpfung Halt gemacht werden, aber bald schon mahnt das Nahen der sich unter beständigen Kämpfen mit nachdrängenden Kosakenabteilungen zurückziehenden Nachhut zum Weitermarsch. Immer weiter, quer durch dick und dünn, immer wieder neue, von Geist und Körper das Aeußerste fordernde Kraftanstrengungen, dann sind wir aus dem Gröbsten: beim Morgengrauen kommen wir über Goldenau auf die große, gutgepflegte Straße nach Lyck.

Rechts und links derselben rasten erschöpfte Kompagnien. Unter den Marschierenden sind viele

fußkrank und schleppen sich nur noch mit Aufgebot ihrer letzten Kraft vorwärts. Todmüde auf einem Wegstein sitzend finde ich hier den Regimentsadjutanten. Er ist verwundet. Schuß durch den Oberarm, und, da die Wunde nur flüchtig verbunden ist, von dem starken Blutverlust geschwächt. Ich freue mich herzlich, ihm noch auf einem Gewehrswagen ein nach Möglichkeit bequemes Lager verschaffen zu können . . .

Beim Marsch durch dichte prachtvolle Tannenzwälder verschwindet der feste geschottete Oberbau unserer Straße. Hier müssen die müden Gäule noch einmal schwer leiden und arbeiten. Schwerfällig ächzend mahlen die Räder im tiefen Sande, alle paar hundert Meter wird gehalten. Soll ich denn noch zu guter Letzt so nahe am Ziele festsetzen? Die Pferde können kaum noch. Mit tiefhängenden Köpfen stehen sie da, die Kniee knicken ein. Wenn ich wenigstens die vielen Verwundeten und all die Gewehre usw. nicht hätte! Aber die müssen alle zurück, das ist Ehrensache. Um wenigstens etwas die Fahrzeuge zu entlasten, werden die Maschinengewehre, die Schutzschilde und ein Teil der Munition von den Schützen getragen bis die Straße endlich wieder fester wird. Dann geht es schon, wenn auch langsam, vorwärts. Bald tauchen rechts und links der Straße Gräber auf, ab und zu liegt ein Pferdekadaver am Wege, verlassene Schützengräben ziehen sich scheinbar willkürlich und ohne jede Ordnung durch die Felder, dann stoßen wir auf die ersten Landsturmposen — wir nähern uns Lyck.

Um den wundervoll gelegenen Lyckersee zieht sich die Straße im Bogen durch Sybba, über ein enges Landstück zwischen dem Lycker- und dem Großen Selment-See nach Lyck hinein. Wir sind aber zu ermüdet und abgestumpft, um für die landschaftlichen Reize der wirklich entzückend schönen Gegend, der sogar all' die Zerstörungsbilder ringsherum kaum irgendwelchen Abbruch tun können, viel übrig zu haben. Nur einen Bissen zu essen, um den revoltierenden Magen etwas zu beschwichtigen, und einige Stunden Schlaf, um die versagenden Lebensgeister zu erfrischen, darin gipfelt unser aller Sehnen und Denken. Aber es kommt anders! Am Eingang der Stadt hält ein Auto mit der Flagge des Generalkommandos. Nach der Meldung erhalte ich den Befehl, mit den Maschinengewehren sofort den Bahnhof und das Stellwerk zu besetzen und gegen jeden feindlichen Angriff unbedingt zu halten. Ich deute leise darauf hin, daß meinen Pferden und Leuten schon über ihre Kräfte zugemutet worden ist, daß ich in dem letzten Gefecht recht viele Patronen verschossen habe und kaum mehr gefechtsfähig bin. Der Oberst sieht denn auch wohl ein, daß wir etwas Erholung brauchen, denn er läßt mir durch den Adjutanten einen Ausweis für die Etappenkommandantur ausstellen, wo ich alles erforderliche fassen soll. Dann geht es durch die Stadt unmittelbar nach dem Bahnhof, da dessen Besetzung dringend geboten erscheint.

In Lyck war für die Kompanie der Rückzug noch nicht zu Ende. Auch kams zu weiteren heftigen Kämpfen und dann zu unendlich langen und mühseligen Märschen. Sehring faßt alles zusammen und meint: Wir hatten manchmal, wenn die geforderten Leistungen uns übermenschlich erschienen, Zeiten, bei denen der stille gefaßte Ernst auf den Gesichtern der Truppen sich dem Beob-

achter schwer aufs Herz legte. Kein Pfeifen oder Singen war dann zu hören, und die Versuche dazu erstarben kläglich. Jeder beobachtete sich dann gewissermaßen selbst, gegen das immer stärker anwachsende Gefühl „nun geht es nicht mehr lange“ ankämpfend. Trotz alledem waren aber Pflichtbewußtsein, guter Wille und Leistungen der Mannschaften stets über alles Lob erhaben. Der Körper war müde, aber der Geist im Bewußtsein des eisernen Muß munter und willig. Wie oft haben unsere Leute, wenn sogar die Führer glaubten, daß nunmehr die Grenze des Leistungsmöglichen erreicht sei, noch stundenlange Märsche unter den ungünstigsten Verhältnissen zurückgelegt! Dabei lernt der Mann zweierlei ungeheuer schätzen: die Feldküchen und die Regimentsmusik! Wie viel beide für die Truppen im Felde bedeuten, vermag der am besten mitzufühlen, der mit draußen war und durch sie erquickt wurde. —

Die anschaulichste Schilderung der „Rückzugsleiden“ und der physischen und moralischen Schrecken entwirft Tumlriz, der nach der Schlacht bei Grodek Divisionsadjutant war. Er ist ein feiner Beobachter und Schilderer, dazu ausgesprochener Optimist — er nennt sich ja selbst ein Glückskind — und wir haben daher kaum zu befürchten, daß er zu schwarz aufträgt. Ich lasse einen Auszug aus seinen Mitteilungen folgen:

Endlich kam der Befehl — zum Rückzug.

Die Armeen Dankl und Auffenberg konnten gegen die kolossale Uebermacht der Feinde nicht durchdringen und mußten zurück. Wollten wir nicht abgeschnitten werden, mußten wir das Gleiche tun. Ich wollte dem General zuerst ins Gesicht lachen, als er mir den Befehl übergab, sah ihn ungläubig an, mit jenem leichten Hohn eines gefühlarmen Intellektuellen, der sich jedem Märchen, jedem Wunder gegenüber grenzenlos überlegen fühlt, der für alles Fantasie- und Gefühlsleben nur Geringschätzung, Spott und Ironie aufzubringen vermag. Erst als der General, der mein Zögern sah, den Befehl etwas unwillig wiederholte, kam mir zum Bewußtsein, daß es sich um kein Märchen, keinen schlechten Scherz handle. Und schweigend verließ ich das Zimmer, schweigend wartete ich bis mein Roß gesattelt war, suchte nicht erst meine beiden Husaren, ritt allein über die Felder, Verzweiflung im Herzen.

Ich galoppierte auf der Straße dahin. Aus dem gleichmäßigen Aufschlagen der Hufe auf der Straße schallte und hallte mir eine Trauersymphonie entgegen, leidenschaftlich, wild klagend, sturmbeengt, verzweifelt. Wir hatten den Feind geschlagen, verfolgten ihn, schlugen ihn noch einmal, Und wir sollten zurück? — Ein das Land durchbrausendes Triumphgeschrei: aber nicht der Sieger, nein, der Besiegten, die nun leichte Lorbeeren ernteten! — Das Blut der Gefallenen schrie zum Himmel, mit Blutströmen war jeder Schritt dieses Bodens erkämpft. Umsonst sollten so viele Blutopfer sein, umsonst so viele das Todeslos gezogen haben und auf den Schlachtfeldern, auf zurückerobertem österreichischem Boden modern, der nun kampfflos den Feinden überlassen wurde? Wahnsinn, Wahnsinn, Mißgeburten einer furchtbaren, zur Unmöglichkeit verzerrten Fantasie!

Vor meinen Augen brauste es, in meinen Ohren gellte das Triumphgeschrei der Feinde, das Klagegeschrei der vergeblich Geopferten. Ich trieb mein Pferd an, daß es wild aufwühlte und zornig

schnaubte, aufstöhnend galoppierte ich über die Felder. Und fast hätte ich meine Wut, meine Verzweiflung laut herausgeschrien.

Der Morgen graute schon, da ich zum Regimente kam. Eine tiefe Trauer lastete auf allen Kameraden, Verzweiflung sprach aus ihren Gesichtern. Sie wußten es schon alle, die Nachricht war telephonisch eingelaufen, der Rückzugsbefehl vom Oberst schon gegeben. Unsere Freude, unsere Begeisterung war erloschen. Wie Gestorbene, wie geistig Tote gingen wir einher, nur im Flüstertone sprechend, als könnte jeder stärkere Laut uns aus unserem künstlichen Schlaf, aus unserem stumpfen Dämmerzustand erwecken und unsere Verzweiflung zum verheerenden Ausbruch gelangen lassen. Nur einen letzten Blick nach Norden, nach der unglücklichen, geknechteten Stadt, die wir befreien, in der wir unsere Siege feiern wollten — dann zogen wir ab, langsam und zögernd und schweigend, mit gesenkten Köpfen, wie Gefangene, die sich ihrer Gefangenschaft schämen, als besiegte Sieger. Und eine stumme, düstere, verzweiflungsvolle Trauer lastete schwer und drückend auf der endlos langen Kolonne des Regiments.

Gegen Sambor ging es vorläufig, an Rumno und Andryano vorbei, den Stätten, an denen wir die vergangenen Tage mit dem Feinde gerungen hatten. Müde und teilnahmslos saß ich auf meinem treuen Fülöp, der gleich mir den Kopf hängen ließ. Bis die Grauen des Krieges, an denen wir im Kampfe, im Drang nach vorwärts achtlos vorbeigestürzt waren, weil wir sie nicht beachten konnten, die erschöpften Nerven noch einmal aufpeitschten. Kein Zurück, kein Rückschauen hatten wir in den vergangenen Tagen gekannt. „Vorwärts“ war unsere Devise, und wer fiel, der fiel. Mehr als einen dauernden Blick konnte der Freund dem gefallenem Freund nicht schenken. Der letzte Blick der Trauer und des Mitleids, er mußte alles ersetzen, was die Freundschaft an Liebesdiensten fordern konnte und durfte. Später, wenn wir den Feind besiegt hatten, dann wollten sich die Marssöhne wieder in Menschen verwandeln, dann wollten wir uns unserer Pflichten gegen die Verwundeten und Toten wieder entsinnen. Es war uns nicht vergönnt, auf der Bahn der Siege weiter zu schreiten. Als besiegte Sieger zogen wir zurück, traurig und freudlos; und was uns im Hochgefühl der Siegesfreude schmerzlich berührt und doch das Herrliche des Heldentodes für das nun befreite Vaterland hätte empfinden lassen, das steigerte jetzt unsere Trauer, unsere seelische Qual ins Grenzenlose.

An den Schlachtfeldern der vergangenen Tage zogen wir vorbei . . . Leise, mühsam und halberstickt kam es da über unsere Lippen: Es ist furchtbar! Wir ritten fürbas, neuem Schrecken und Grauen entgegen. Und nun schildert Tumlirz das Schauerhafte der unaufgeräumten Schlachtfelder, das Entsetzliche der modernsten Leichenhaufen, die schauerliche Arbeit der Beerdigungsdetachements: Mir graute vor dem ungeheuren Leichenfeld, mir graute vor der entsetzlichen Blutherrschaft des Todes und ein würgender Ekel stieg in mir auf. Meine Nerven drohten zusammenzubrechen. Ich dachte und fühlte nichts mehr außer Grauen und Ekel, alles Denken hatte eigentlich ausgesetzt — ich konnte nicht an die Ströme Blut denken, die der Boden aufgesogen hatte und die jetzt umsonst geflossen waren, nicht an das Furcht-

bare, daß die vielen, die hier unbestattet auf freiem Felde lagen, von den Russen vielleicht in ein großes Massengrab geworfen wurden und niemand mehr wissen konnte, wer alles in diesem Grab seinen letzten Schlaf schlief, niemand von den trauernden Familien wußte, wo die Gebeine ihrer Lieben moderten. Mein Denken hatte ausgesetzt, mein Fühlen war erstorben . . . Grauen und Ekel, zu andern Gedanken und Gefühlen war ich nicht mehr fähig. Mein Geist, meine Nerven versagten den Dienst angesichts dieses furchtbarsten Erlebens. Und ich spornte mein Pferd an ohne Rücksicht auf das großschollige unebene Ackerfeld und hastete dem Dorfe zu, nur von dem einen Drang erfüllt, diesem Gefilde des Todes zu entrinnen, dessen Anblick allein fast tödlich war . . .

Allmählich machte sich in den Reihen die Erschöpfung geltend, jene Geistesmüdigkeit und Müdigkeit, die in dem entsagenden Wunsche ihr Genügen findet: schlafen, schlafen und nicht mehr aufwachen, nichts mehr wissen von all dem Grauen und Entsetzen. Aber es mußte weiter marschirt werden in strömendem Regen, in finsterner Nacht. Doch lassen wir unseren Mentor selber wieder reden:

Plötzlich ging es nicht mehr vorwärts. Der Train kam auf den aufgeweichten, glitscherigen Straßen nicht mehr weiter. Wir hielten. Der Regen strömte mit unverminderter Kraft nieder . . . Die nassen Beinkleider klebten am nassen Sattel und die endlose Feuchtigkeit drang einem allmählich bis auf die Knochen. Und zu all dem die Müdigkeit von den letzten Tagen her, das Grauen, das nach den furchtbaren Erlebnissen des Tages nachzitterte, die trostlose Stimmung, die finstere Regennacht — mich hätte es nicht gewundert, wenn manch einer unter solchen Verhältnissen zum Selbstmörder geworden wäre.

Stumpf und apathisch hing ich im Sattel. Wir warteten. Eine halbe Stunde, eine Stunde. Ein paar Schritte ging es endlich vorwärts. Wir wollten schon, des Wartens müde, aufatmen — da stockte alles wieder. Endlich verlor der General die Geduld. „Wir müssen vorreiten und Ordnung schaffen.“ Wir zwängten uns vorwärts. Ein heilloses Wirrwarr, zwei, drei Wagen neben einander auf der durchaus nicht breiten Straße, alles so durcheinander und ineinandergekeilt, daß niemand sich rühren konnte. Unsere Artilleristen, unsere Trainsoldaten wußten, was zu tun war, was Ordnung heißt. Doch die galizischen Bauern mit ihren kleinen, für das Heer requirierten Landesfuhrern störten immer wieder die Ordnung. Kaum sahen sie ein Loch, eine kleine Oeffnung vor sich, peitschten sie ihre kleinen Schindmähren an und fuhren blindlings in das Loch hinein wie ein Dackel in einen Fuchsbau. Und nach wenigen Minuten war alles verkeilt, bildeten Pferde, Deichseln, Räder und Wagengestelle einen unentwirrbaren Knäuel, in dem es kein Vor noch Zurück gab und der auch nicht durch das kräftige Fluchen der Trainsoldaten gegen die Bauern entwirrt wurde.

Wir ritten oder besser quetschten und zwängten uns durch dieses Wirrwarr durch, an den Deichseln, Wagen und Pferdeköpfen vorbei, mitten drin steckend, im Straßengraben, über sumpfige Wiesen und glatte, schlüpfrige Ackerfelder, und das alles in der Dunkelheit, in der man nicht zwei Schritte vor sich sah. Mit ständiger Lebensgefahr, wenn

wir uns durch den Knäuel quetschten, da wir seitwärts der Straße oft nicht reiten konnten. Mit Lebensgefahr, denn stießen die Pferde mit den Bäuchen an eine querstehende Deichsel, bäumten sie sich plötzlich und warfen sie uns, die wir ihnen die Führung überlassen mußten, ab, rettungslos kommen wir unter die fahrenden Räder oder werden auf irgend einer spitzen Stange aufgespießt. Wie es möglich war, in der finstern Nacht durch diesen Knäuel von Wagen und Pferden durchzukommen, ist mir später immer ein Rätsel geblieben. Hätten wir sehen können, wir hätten es wahrscheinlich nicht gewagt.

Wir ritten die ganze Nacht hindurch. Schon graute ein später Morgen trübe auf, da wir des Rätsels Lösung für die furchtbare Trainstockung fanden: es war ein nicht zu langer, doch steiler Hohlweg, auf dessen aufgeweichtem Boden die Pferde nicht vorwärts kamen. Zwölfspännig mußte jedes Geschütz, vierspännig jeder Wagen hinaufgezogen werden, und das Ein- und Ausspannen, das Hin- und Herfahren der Pferde erforderte viel Zeit. Die ganze Nacht und den halben Vormittag dauerte es, bis der Train das Hindernis überwunden hatte und abgerollt war . . .

Endlich kamen die Uebermüdeten in ein Quartier, wo sie wenigstens eine Stunde schlafen konnten, dann ging es wieder weiter, tagelang, nächtelang, ohne Unterbruch. Und nun trat ein weiteres Intermezzo ein, das das Wesen des Rückzugs trefflich illustriert. Tumlirz berichtet: . . . In der Nacht hatten die Russen uns fast erreicht. Die am Schluß marschierenden Truppen, eine Batterie und ein Infanteriebataillon nahmen den Kampf mit den russischen Vortruppen auf. Nach Sprengung einiger Brücken zogen sie sich zurück, ohne daß der Feind zu folgen vermochte. Im flotten Tempo ging es weiter bis wir die Chaussee Lemberg-Sambor erreichten. Dort stießen wir auf die Nachhut der Nachbardivision, die beiden Kolonnen hatten auf einer Straße nicht Raum, Train- und Truppenbewegungen stockten. Und bevor die Marschordnung hatte geregelt werden können, stockfinstere Nacht. Eine begreifliche Unruhe und Nervosität bemächtigte sich aller. Wenn uns die Russen jetzt erreichen sollten, uns überfielen! Eingekellt standen wir da, jede größere Entfaltung war ausgeschlossen, ein Kampf auf dem Sumpfboden der Umgebung in dieser finsternen Regennacht kaum möglich. Und doch war der Feind uns auf den Fersen und wir kamen nicht vorwärts, standen eine halbe Stunde, eine volle, zwei Stunden. Was hatten wir uns gefreut, mit den Russen zusammenzuwachsen, ihnen den Meister zu zeigen. Wir hatten es getan. Aber jetzt, nach dem Rückzugsbefehl, war unsere Freude erloschen, waren wir kampfmüde, und da wir den Feind nicht erfolgreich schlagen durften, da wir ihn höchstens für Stunden oder Tage aufhalten, doch nicht aus dem Lande herausjagen konnten, jetzt wollten wir nichts mit ihm zu tun haben . . .

Wir marschierten einige Schritte, dann standen wir wieder, eine halbe, eine ganze Stunde! Es ging nicht vorwärts. Wieder riß dem General die Gekuld, wieder versuchte er, sich durch die Kolonne durchzudrängen. Ich ihm nach. Aber bald verlor ich ihn in der Dunkelheit, da es mir einen Augenblick lang nicht gelang, knapp hinter ihm zu bleiben. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mich durchzuquetschen, sah ich die Aussichtslosigkeit

meines Beginnens ein und hielt, wo ich mich eben befand, beim Kommandanten der Nachhutbataillone. Die hätten in Kaisersdorf nächtigen sollen. Und als wir nach stundenlangem Warten und langsamstem Marschieren in die Nähe einer Nebenstraße gelangten, die nach Kaisersdorf führte, drängten wir uns durch und bogen ab. Viel kam zuerst nicht mit uns, da wir uns nur mit der vordersten Kompagnie der Bataillone verständigen konnten. Doch sorgten wir dafür, daß uns die anderen Kompagnien folgten. Gegen zwei Uhr früh langten wir im Dorfe an und fanden in einem Pferdestall Zuflucht. Den Stall zu reinigen, dazu hatten wir weder Zeit noch Lust. Ein wenig Heu und Stroh über den Pferdemist geschüttet — und dann durchsurte und durchsummte den kleinen Raum ein friedliches Atmen und Schnarchen. Lachend standen wir es uns am nächsten Morgen, so gut wie auf den weichsten Kissen geruht zu haben. Leider zu kurz, denn um 6 Uhr ging es wieder weiter . . .

Tumlirz wurde im weiteren Verlauf des Rückmarsches, da es den Einheiten sehr an Offizieren zu fehlen begann, zu seinem Regiment zurückversetzt, das als Nachhut kommandiert war. Es legte drei Kompagnien in eine vorbereitete Sperrstellung, die aus mehreren kleinen Stützpunkten bestand, so daß die Einheiten stark zerrissen wurden: . . . Gerade in diesen Tagen hätte ich der Gesellschaft meiner lieben Kameraden und Freunde mehr bedurft denn sonst. Der weitere Rückzug des Regiments verdarb uns das bißchen Freude, der wir uns neu ermutigt hingegeben, zerstörte die kleine Hoffnung, die leise aufgetaucht war. Wir hatten gedacht, daß wir diese Stellung halten und die Russen mit blutigen Köpfen heimschicken würden, hatten uns darauf gefreut, daß sie vergeblich an unsere feste Stellung anrennen würden. Doch das war uns nicht vergönnt. Wir wußten jetzt, daß noch mehr Land preisgegeben werden sollte, wußten, daß wir nur dazu da waren, die Stützpunkte für Tage oder gar nur für Stunden zu halten, wußten, daß wir bestenfalls im aussichtslosen Kampfe gegen eine hundertfache Uebermacht tapfer sterben, doch keine dauernden Erfolge erringen konnten. Sturm und Regen in der Natur, Sturm und Regen in unserer Seele. Eine neue Trost- und Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich meiner, und trübe starrte ich auf die sturm bewegte Landschaft hinaus, nicht achtend, daß der Sturmwind mir den Regen ins Gesicht peitschte, daß meine Kleider von Nässe triefen. Wie ein heimatloses Wild kam ich mir vor, das ohne Rast und Ruhe gehetzt wird, immer weiter, immer wieder dem Tode entgegen, das bisher nur durch wunderbare Fügung dem drohenden Schicksal entronnen war und doch in den nächsten Stunden vor Erschöpfung seinen Verfolgern erliegen mußte. Und dann saß ich stundenlang in einem Winkel meiner Deckung, zusammengekauert, teilnahmslos gegen alles, was mich umgab, nur von Zeit zu Zeit durch die Schießscharten einen Blick auf das Vorfeld werfend. Und hätte sich die sturmgepeitschte öde Herbstlandschaft mit zahllosen graugrünen Gestalten unserer Feinde und Verfolger belebt, ich glaube, sie hätten mich aus meiner fast apathischen Gleichgültigkeit auch nicht aufgerüttelt. Ach, es ist nicht gut, wenn man an solch trostlosen Tagen allein ist, wenn man nicht so bis zur Bewußtlosigkeit angestrengt ist, daß einem keine Zeit zum Denken und Grübeln bleibt. Ich aber hatte nichts zu tun — und war ganz allein.

Zwei Wochen und mehr hatten wir nun unter freiem Himmel gelebt und von den Witterungsverhältnissen völlig abhängig, hatten wir uns der uns umgebenden Natur nicht nur körperlich, auch seelisch angepaßt. Unsere Stimmungen wechselten mit dem Wetter und unsere Seele wurde zum Spiegel der Naturelemente. Wie Kinder trauern und weinen, wenn ihnen der strömende Regen das Spielen im Freien verdirbt, wie sie aufjauchend in Hof und Garten eilen, wenn wieder die Sonne vom Himmel herunterlacht, so wurden auch wir trüb und traurig, wenn düstere Wolken den Himmel verhängten, so lachten auch wir, wenn die Sonne sich gegen den Regengott behauptete. Nicht anders erging mirs auch diesmal. Am Nachmittag blaute der Himmel auf und gegen Abend strahlte sogar die Sonne durch die rasch dahinjagenden Wolken. Und mit dem Schönwetter in der Natur stieg auch der Barometer meiner Seele auf Schön. Vermochte ich auch nicht völlig über das Betrüben des weiteren Rückzugs hinwegzukommen, so lernte ich mich doch wieder ins Unvermeidliche fügen und gewann jene sichere Ruhe zurück, die gleich weit entfernt ist von überströmender Freude und von unerfüllbaren Zukunftserwartungen wie von lähmender Trauer und trostloser Hoffnungslosigkeit. Lange stand ich an jenem Abend auf einem kleinen Hügel hinter der Schützenlinie und blickte zum sternbesäten Abendhimmel empor . . .

Die kleine Schar ist zwei Tage später von einer russischen Division angegriffen worden. Da sie aber gerade den Befehl erhalten hatte, dem Gros zu folgen, so gelang es ihr, zu verschwinden und glücklich das Regiment zu erreichen, das bis nach Ungarn zurückging und später nach den Karpathen verschoben wurde.

Damit will ich die Schilderungen schließen. Es konnte sich nur darum handeln, durch die Erzählungen von Gewährsmännern, die mit dabei waren, zu zeigen, welches die seelischen und körperlichen Zustände sind, die den Menschen beherrschen, die man also kennen muß, wenn man ihnen entgegenzutreten und eine Operation zu glücklichem Ende führen will. Nur, wer weiß, was er zu erwarten hat, nur wer von vorneherein über die Einwirkungen und Hemmungen, die zu überwinden sind, genau orientiert ist, wird sich nicht überrumpeln, nicht aus der Fassung bringen lassen. Deshalb seien es mir nicht wertlos zu sein, die Literatur einmal auf sie hin zu untersuchen. Es ist ein Kapitel, das tief ins Gebiet des Kriegspsychologischen hineingreift und das deshalb jeden interessieren muß, der sich mit dem Seelischen des Krieges beschäftigt. Man darf nie vergessen, daß, wie Erich Everth sagt, nichts so reich ist an Gegensätzen wie der Krieg. Er hat neben all der erdrückenden und erhebenden Wirklichkeit so unwirkliche Momente, es erscheint so vieles fraglich und schwankend, daß man bei aller starkbewußten Körperlichkeit und der Realität der Geschehnisse durchaus nicht immer das Gefühl behält, man stehe mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde . . . Das aber muß insbesondere der Führer, der Offizier, wissen und sich beständig vor Augen halten, wenn er sich nicht im entscheidenden Augenblick, von dem alles abhängt, vor ein Problem gestellt sehen will, das er selbst bei bestem Willen nicht zu lösen vermag, weil ihm die Mittel zur Lösung fehlen, weil ihm die Zügel entglitten sind, mit

deren Hilfe er das sich bäumende Pferd meistern kann. — Magnus Hirschfeld hat ganz gewiß recht, wenn er behauptet: Der Kriegsrausch ist eine viel zu sehr über die Gleichgewichtslage pendelnde Stimmungslage, als daß ihr nicht alsobald eine gewisse Ernüchterung als Ausschlag nach der entgegengesetzten Seite folgen müßte. An die Anspannung schließt sich eine Abspannung, an diese eine Abstumpfung, die dann erst nach und nach, je nach dem Charakter und der Bildung eines Volkes — und auch einzelner Volksteile — einer dauernden Seelenanpassung Platz macht. Je reifer es ist, um so mehr tritt an die Stelle des anfänglichen Uberschwangs Stetigkeit und Festigkeit, Besonnenheit und Gelassenheit. Hier gewinnt Hindenburgs Meinung und Mahnung volle Bedeutung: Siegen wird, wer die besten Nerven hat! . . . Allein für den Einzelnen — und welche Bedeutung hat oft nicht in kritischen Augenblicken der Einzelne — gilt eben, das darf nie vergessen werden, nach wie vor das Goethewort:

Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten,
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehn!

Aus der Einwirkung eines Einzelnen auf die Masse ist schon gar manche Panik entstanden, insbesondere auf Rückzügen. Wir begreifen jetzt, weshalb und können vielleicht in gewissem Sinne, auf die Erkenntnis des Grundes bauend, vorbeugen.

M.

Bücherbesprechungen.

Der Möwe zweite Fahrt vom Kommandanten Korvettenkapitän Burggraf Graf Nikolaus zu Dohna-Schlodien. Mit einem Bildnis und 20 während der Kreuzfahrt gemachten Aufnahmen. Gotha 1917. Fried. Andreas Perthes A.-G. Fr. 1.20.

Als s. Z. die Mär umging, die „Möwe“ sei wieder aufgestanden, jener sagenumwobene Freibeuter, wie ihn die Gegner nannten, wollte zuerst niemand der Kunde Glauben schenken. Da vernahm man aber als feststehend, daß ein von ihr gekapeter Dampfer in Swinemünde eingetroffen sei und zugleich, daß die englische und französische Admiralität tägliche Warnungen vor dem gefährlichen Hilfskreuzer durch Radiogramme ausgehen ließen, und nun mußte man es doch glauben. Was das Fahrzeug in den Tagen schwersten Kampfes geleistet, erzählt dessen Führer in prunkloser Schilderung in dem kleinen Buch mit den hübschen Abbildungen und beweist damit neuerdings, daß heute noch die Welt dem Mutigen und Umsichtigen gehört. Wir verschlangen s. Z. die Geschichte vom Roten Freibeuter: heute ist sie durch die Wirklichkeit weit in den Schatten gestellt. An solcher Lektüre aber vermag selbst der ärgste Pessimist sich aufzurichten und an die Zukunft der Menschheit zu glauben. Deshalb ist „Der Möwe zweite Fahrt“ auch ein wertvolles Buch für unsere Soldaten.

H. M.

Ran an den Feind! Vom Kampf und Tod auf See von Graf Bernstorff, Korvettenkapitän a. D. Leipzig 1915. C. F. Amelang.

Der als feiner Darsteller und Schilderer bekannte Verfasser erzählt in den acht schönen Bildern vom Leben und Treiben auf den Kriegsschiffen, deren Bemannung schon im Frieden das Höchste zu leisten hat. Vorbildlich in der Erfüllung der Pflicht bis in den herben Tod! Das scheint die Devise der harten Männer zu sein, die doch in jedem Augenblick wieder weich werden, wenn es sich um das rein Menschliche handelt. Das Buch ist auch vom literarischen Gesichtspunkte aus wertvoll.

H. M.